

## Dialekt zwischen Sprachpflege, Sprachpolitik und Sprachwissenschaft

### Dialekte und die deutsche Sprachgeschichte

#### Das Bewusstsein dialektaler Gliederung

In dem lateinisch-deutschen Wörterbuch des Petrus Dyspodius aus dem Jahre 1536 wird der Eintrag *dialectus* erläutert als: "ein eigenschafft der sprach/oder eigene weiß zů reden". (vgl. Paul 1992 s.v. *Dialekt*) Die Zeit und die Erläuterung dazu erscheinen wichtig für das weitere Los des Wortes wie der damit gemeinten sprachlichen Formen. Die uns heute so banal wie etwas unsinnig erscheinende Formulierung von der "eigenschafft" meint ja dasselbe wie die zweite Hälfte der Fügung, die ja dann so etwas wie ein Hendiadyoin darstellt, nämlich eine spezifische Weise zu reden, eine eigentümliche "Mundart". Wobei denn *Mundart*, ein Wort, das sich ab 1741 als Übersetzung für *dialectus* einbürgert, zunächst nichts anderes heißt als gesprochene Sprache, so wie denn der Terminus *Schreibart* die geschriebene Sprache meint. Gerade in jener Zeit im ersten Drittel des sechzehnten Jahrhunderts befinden wir uns aber sprach- und mediengeschichtlich in einer Lage, die den Sprechern, Schreibern, Druckern sowie Hörern und Lesern einen neuen Differenzierungsbedarf zumutete.<sup>1</sup> Vor allem die am geschriebenen Deutsch beteiligten Menschen – und durch die Einführung des deutschen Landrechts durch Kaiser Maximilian I und durch die reformatorische Eigenlektüre der Bibel wie verschiedener Zeitungsvorläufer ("Flugschriften") waren das auch prozentual deutlich mehr geworden – hatten mit einem dramatischen medialen Umbruch zu rechnen. In dieser Phase der deutschen Sprachgeschichte überlagern sich Entwicklungen, die man mit den Stichwörtern überregionale Sprechsprachlichkeit, Schriftsprachlichkeit und Drucksprachlichkeit kennzeichnen kann. Durch die Durchsetzung des unglaublich billigeren Papiers aus dem eigenen Land gegenüber dem Pergament und durch die Erfindung und Durchsetzung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern hatte sich der Status der im deutschen Sprachgebiet vorhandenen verschiedenen sprechsprachlichen Formen dramatisch verschoben, ohne dass sich all zu viel an der sprachlichen Form geändert haben müsste. Es wurde plötzlich,

<sup>1</sup> Zu den folgenden sprachhistorischen Daten vgl. v.a. von Polenz (1994); zur Bedeutung der medialen Umbrüche s. Giesecke (1991).

vor allem auch durch das Drucken der Sprache und die damit mögliche großräumigere Verbreitung, nötiger, sich über Sprachformen Gedanken zu machen, mit denen sich größere Räume, eine höher Öffentlichkeit und neue Textsorten angemessen bedienen ließen. In diesem Kontext wurde dann die gesprochene Volkssprache mit ihren Eigenheiten, die man natürlich auch vorher schon wahrgenommen hatte, zu etwas Neuem. Spezifische Besonderheiten einer regionalen Sprache sind nicht mehr einfach Teil des unvermeidlichen Wesens der Sprechsprache, vielmehr sucht auch die Sprechsprache im Kontakt mit der sich verbreiternden Schrift- und Drucksprache nach Ausgleich und großräumigerer Verständigung. Damit bekommen die einzelnen Mundarten ihren, wie es denn auch lange heißen wird, ihren "idiotischen" und das heißt dann nicht mehr als ihren jeweils eigenen Charakter.

### **Der Ausgleich auf europäischem Niveau**

Mit dem siebzehnten Jahrhundert gewinnen dann Kräfte die Oberhand, die verstärkt einen Anschluss der deutschen Sprachentwicklung an den zumindest in dem romanischsprachigen Nachbarländern schon erreichten Status zu erreichen suchen. Diese Bemühungen sind insbesondere mit dem Namen der "Sprachgesellschaften" und der in ihnen und in ihrem Umfeld tätigen Gelehrten verbunden.<sup>2</sup> Man möchte letztlich eine Sprachform schaffen, die im ganzen Sprachraum als einigermaßen verbindlich gelten sollte. Wenn die akute Arbeit der Sprachgesellschaften praktisch auch sehr stark auf die Ausbildung einer entsprechenden Dichtungssprache ausgerichtet war, so dass Gottfried Wilhelm Leibniz am Ende des 17. Jahrhunderts darüber spotten kann, die wichtigste der Sprachgesellschaften, die sogenannte "Fruchtbringende Gesellschaft", habe alles andere als nützliche Früchte hervorgebracht, sondern lediglich verschiedene Arten von Zierblumen, wenn also die Bemühungen stark in Richtung einer artifiziellen Dichtungssprache gingen, so machten sich zumindest die sprachwissenschaftlich interessierten Mitglieder der Gesellschaft wie der bedeutendste Grammatiker des 17. Jahrhunderts, Justus Georg Schottel, der Lexikograph und Verfasser wichtiger rhetorischer Handbücher Caspar Stieler und der besonders um die Reinhaltung und Eigenheit des Deutschen bemühte Philip von Zesen Gedanken darüber, wie man in der geschriebenen und gesprochenen Alltagssprache zu einem vernünftigen Ausgleich kommen könne. Dabei bildet sich im siebzehnten Jahrhundert die vorherrschende Meinung heraus, anzustreben,

<sup>2</sup> Zum Folgenden vgl. Gardt 1999, insbesondere die Kapitel 3. bis 5.; zu den einzelnen genannten Autoren des 18. Jahrhunderts die entsprechenden Einträge in Brekle u.a. 1992ff.

und zum Teil schon realisiert, sei eine auf gehobener bürgerlicher Praxis fußende Ausgleichssprache, in der regionale Besonderheiten so weit wie möglich gemieden würden. Es ist nur konsequent, wenn in diesem Kontext auch die Vorstellungen und Sprechweisen von den Dialekten stärker zu einem Thema werden. Nachdem Dialekt in der Bedeutung einer regionalen Sprachform ab etwa 1630 belegt ist, aber häufiger noch in lateinischer Form vorkommt, verwenden Zesen und Schottel – daneben ein weiterer Grammatiker: Gueintz – im Jahr 1741 das Wort *Mundart* für dasselbe Konzept (vgl. auch Paul 1992 s.v. *Mundart*). Das Sprechen von Mundarten und Dialekten taucht damit vor allem im Kontext der Diskussion um die Reinigkeit, Deutlichkeit und Schönheit der deutschen Sprache auf, wie Leibniz das am Ende des Jahrhunderts formulieren wird. Dabei spielen die Mundarten, die Dialekte eine ganz verschiedene Rolle.

Zum einen stellen sie im Hinblick auf den zu findenden Ausgleich ein Problem dar: denn da wir uns ganz eindeutig noch in Zeiten befinden, die durch die Geltung rhetorischer Vorschriften geprägt sind, sind in einer unauffälligen mittleren Stilschicht alle Arten von ungewöhnlichen Erscheinungen zu meiden, und dazu gehören auch die dialektalen Merkmale. Das wird natürlich dadurch gestärkt, dass die Dialekte als Sprache der einfachen Leute im traditionellen rhetorischen Denken prinzipiell dem *genus humile* angehörten – und selbst ein so sprachlich vielfältiger und realistisch anmutender Autor wie Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen trägt dieser Verteilung in seinem "Simplicius Simplicissimus" weitgehend Rechnung (vgl. Eichinger 2001b).

Auf der anderen Seite beginnt man aber den Wert der Dialekte in zwei anderen Hinsichten zu sehen. Zum einen sieht man, dass es der auszubauenden vereinheitlichten Sprache an einem vielfältigen und funktionierenden Wortschatz fehlt, den man zum Teil aus dem Fundus der regionalen Sprachen ergänzen zu können hofft, zum anderen sieht man allmählich in den regionalen Sprachformen mehr und mehr eine Art allmählich verschwindenden Elements der deutschsprachigen Kultur, die man zu dokumentieren und so in Erinnerung zu halten wünscht.

### **Bürgerliche Disziplinierung und Differenzierung**

Alle diese Tendenzen setzen sich eigentlich auch im 18. Jahrhundert fort, allerdings wird im Laufe dieses Jahrhunderts das bürgerliche Selbstbewusstsein eine so ausgeprägte Stärkung erfahren, dass die bürgerlich-gebildete Interaktion zum unbestrittenen Vorbild für vernünftiges Sprechen und Schreiben insgesamt wird. In diesem Kontext wird einerseits die Rolle einer vereinheitlichten Volkssprache weiter betont, die sprachliche Eman-

zipation sowohl gegenüber dem Französischen im gesellschaftlichen wie gegenüber dem Lateinischen im Wissenschafts- und Bildungsbereich wird vorangetrieben. Gleichzeitig strebt man danach, dass weitere Bevölkerungsgruppen – so zum Beispiel die Frauen – an der sprachlichen Öffentlichkeit Anteil nehmen können. In dieser Hinsicht wird die Bindung an den Dialekt, an die Pöbelsprache, wie das zeitgenössisch heißt, als ein Hemmnis der "menschlichen" Emanzipation wahrgenommen. Im Zusammenhang mit der kulturellen und politischen Dominanz des protestantischen Bürgertums und der Region um Sachsen führt das zudem zu einer veränderten Sichtweise von Regionalität im Deutschen Sprachraum. Das hat zunächst eine historische Variante, die heutzutage lediglich als historischer Tatbestand von Bedeutung ist: durch das 18. Jahrhundert hindurch wird versucht, die Sprache des gebildeten Obersachsen als Vorbild für jenes gebildete Allgemeindeutsch durchzusetzen. Wohl die wirkmächtigsten Beispiele dafür sind die grammatischen Aktivitäten Johann Christoph Gottscheds, der noch lange, als er als Literat nichts mehr zu sagen hatte, als Sprachnormierer eine ganz erhebliche Wirksamkeit entfaltete und weiter wirkte bis hinein in die Zusammenfassungen des Wissens über das Deutsche, die Johann Christoph Adelung gegen Ende des 18. Jahrhunderts schuf. Ihm verdanken wir ja das erste große Wörterbuch des Deutschen, das den Titel trägt: "Wörterbuch der hochdeutschen Mundart". Zu den Vertretern des Obersächsischen als Prototyp des Hochdeutschen gehört auch der empfindsame Fabeldichter und Verfasser der populärsten Briefsteller des ganzen Jahrhunderts Johann Fürchtegott Gellert, zu dem übrigens Goethe nach Leipzig geschickt worden war, um sein frankfurtisch-oberdeutsch geprägtes Idiom zu verfeinern. Bald schien aber Goethe dieses Deutsch zu aseptisch, schon mit der Empfindsamkeit eines Klopstock und Wieland, aber dann mehr noch im Sturm und Drang wird in verschiedener Weise deutlich, dass das Deutsche auch in seiner hochsprachlichen Form von der regionalen Differenzierung und einem vernünftigen Ausgleich auf dieser Ebene lebt. Goethe selbst hat dazu, wie zu so vielen anderen Dingen die zitierreife berühmte Formulierung gefunden, die sich in diesem Fall in "Dichtung und Wahrheit" findet. Der auf diese Phase seines Lebens zurückblickende Autor schildert das Dilemma, in dem sich der junge Student Goethe damals in Leipzig, wo er zunächst schon seine biedere Kleidung gegen die Leipziger Mode auszutauschen hatte, befand:

"Nach dieser überstandenen Prüfung sollte abermals eine neue eintreten, welche mir weit unangenehmer auffiel, weil sie eine Sache betraf, die man nicht so leicht ablegt und umtauscht.

Ich war nämlich in dem oberdeutschen Dialekt geboren und erzogen, und obgleich mein Vater sich stets einer gewissen Reinheit der Sprache befließ und uns Kinder auf das, was man wirklich Mängel jenes Idioms nennen kann, von Jugend an aufmerksam gemacht und zu einem besseren Sprechen vorbereitet hatte, so blieben mir doch gar manche tieferliegende Eigenheiten, die ich, weil sie mir ihrer Naivetät wegen gefielen, mit Behagen hervorhob, und mir dadurch von meinen neuen Mitbürgern jedes mal einen strengen Verweis zuzog [...] Jede Provinz liebt ihren Dialekt: Denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Athem schöpft [...] Mit welchem Eigensinn aber die meißnische Mundart die übrigen zu beherrschen, ja eine Zeitlang auszuschließen gewußt hat, ist jedermann bekannt. Wir haben viele Jahre unter diesem pedantischen Regimente gelitten, und nur durch vielfachen Widerstreit haben sich die sämmtlichen Provinzen in ihre alten Rechte wieder eingesetzt [...] Daneben hörte ich, man solle reden wie man schreibt und schreiben wie man spricht; da mir reden und schreiben ein für allemal zweierlei Dinge schienen, von denen jedes wohl seine eigenen Rechte behaupten möchte." (Goethe WA 27, S. 57-59).

Sowohl der Titel von Adelungs Wörterbuchs wie die Verwendung der Begriffe Dialekt und Mundart in dem Goethe-Zitat zeigen, dass hier diese Begriffe noch immer nicht ganz in unserem heutigen Sinne verwendet sind, sondern für die angemessene Sprachform insgesamt, bei Goethe für ein regional geprägtes Sprechen – nicht mehr Schreiben! – stehen, das in der einen oder anderen Weise in das hochdeutsche Sprachverhalten eingeht.

Dennoch ist hier schon der weitere oben angekündigte Punkt angesprochen. Er hängt zusammen mit der oben schon erwähnten Dominanz einer mitteldeutschen protestantischen Intelligenz, die unmittelbar verbunden war mit dem hochdeutsch gewordenen Norddeutschland. Die ursprünglich niederdeutschen Gebiete, die mit dem Mittelniederdeutschen vor allem zu Hanse-Zeiten eine eigene Schriftsprache entwickelt hatten, waren nicht zuletzt im Kontext der Reformation in einem Sprachwechsel zumindest in offiziellen Zusammenhängen vom Niederdeutschen zum Hochdeutschen übergegangen. Damit – und das ist der Punkt, um den es jetzt geht – wird mehr und mehr mangelnde Kompetenz in dem "modernen" Hochdeutsch und damit auch Verharren in als dialektal angesehenen Formen als ein Rückständigkeitsmerkmal des oberdeutschen katholischen Südens angesehen. Wenn sich auch bedeutsame Grammatiker des 18. Jahrhunderts – allen voran mein Namensvetter Carl Friedrich Aichinger aus Sulzbach-Rosenberg, ein protestantischer Pastor – dagegen verwahrten, bleibt diese Sichtweise sicherlich auf jeden Fall bestehen,

bis sich Bayern mit der Gründung der Akademie der Wissenschaften im Jahre 1759 der "Moderne" anschloss, in der z.B. sprachlich der Gottsched-Schüler Heinrich Braun (ein Benediktinerpater aus Trostberg), das Sagen hatte.

Vielleicht ist es merkwürdig, aber doch auch typisch, dass in derselben Zeit, in der die Vereinheitlichung des Deutschen in seine letzte Phase trat, also etwa so um 1760, ein ungeheurer Boom an Dialektwörterbüchern und ähnlichen Verzeichnissen erschien. Das ist zweifellos einerseits Folge des von Leibniz angemahnten Unternehmens, diese Sprachformen aus den genannten beiden Gründen zu dokumentieren, kennt aber dann zwei weitere Wurzeln, die vermutlich auf einen einheitlichen Grundgedanken zurückgeführt werden können. Grundlegend für die letzten Jahrzehnte ist zweifellos für Deutschland die Hinwendung von einer rationalistischen hin zu einer sensualistischen Variante der Aufklärung. Was unser Problem angeht, fand sie ihren Sprecher in Johann Gottfried Herder, der Überlegungen vom Volksgeist propagiert, der sich in den jeweiligen Volkssprachen niederschläge bzw. aus ihnen spreche. Und gerade in den nicht standardisierten sprachlichen Formen des "einfachen Volkslebens" sei jener Volksgeist am reinsten erhalten. Das führt natürlich zu einer zumindest in der Theorie erhöhten Wertschätzung dessen, was einem in den einzelnen Volksdialekten entgegentritt. Diese Entwicklung passt gut zu dem generell erwachenden enzyklopädischen Interesse dieser Zeit, in der man sich von einer Sammlung und Dokumentation fremder Dinge eine Erhellung der eigenen Position versprach. Was das Interesse an Dialekten und regionalen Sprachformen angeht, so führt dieses Interesse dazu, dass Reiseberichte und sogenannte Länderkunden florierende Textsorten werden, in denen denn auch der sprachlichen Merkwürdigkeiten, gelegentlich höchst erstaunt, Rechnung getragen wird. So gibt zum Beispiel der Berliner Aufklärer Friedrich Nicolai in seiner "Beschreibung einer Reise durch Deutschland" ein "Verzeichniß einiger bairischen Provinzialwörter", das nicht nur von freundlicher Neugier getragen ist, aber dennoch einiges Richtige enthält. So findet er Wörter wie Pfinstag ('Donnerstag') oder Göd ('Pate'), aber auch Heimweh ("Sehnsucht nach dem Geburtsort"), er erklärt richtig, was es heißt *einem ins Gai gehen* "so viel als mit der Frau oder dem Mädchen eines andern einen vertraulichen Umgang haben" (Haas 1994, S. 622), und ist ganz überrascht über die Schimpfwortbedeutung von *lutherisch*: "heist in katholischen Landen, das was wir uns etwa unter heidnisch denken, besonders beim gemeinen Mann. Es ist in Baiern ein Schimpfwort" (Haas 1994, S.623).

Prinzipiell waren damit die Dialekte erstmals richtig klar von dem Hoch- und Standarddeutschen abgeordnet, einmal als Sprache des "gemeinen Mannes" einsortiert, aber auch durch ihre Alter und ihre Ursprünglichkeit schätzbar gemacht.

### **Verländlichung des Dialekts**

Beides wirkt dann im 19. Jahrhundert weiter. Eine Reihe von Entwicklungen führt in diesem Jahrhundert dazu, dass die Dialekte erst so richtig die Konturen, die Gebrauchsweisen und die Einschätzungen bekommen, die wir heute für typisch halten, und deren Verlust gegebenenfalls beklagt wird. Die Wertschätzung der Dialekte speiste sich zu dieser Zeit mindestens aus zwei Quellen. Es ist das zum einen die historische Umorientierung der Wissenschaften, allen voran der Sprachwissenschaft unter der "Leitung" der Brüder Grimm. Und es ist das zum anderen die steigende Wertschätzung von ländlichem Leben im Kontext der sich stabilisierenden Bürgerlichkeit, die sich selbst in immer städtischeren Lebenswelten wiederfindet.

Mit der Romantik in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und mit der Verstädterung, die in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts dramatisch vorangeht, ergeben sich neue Deutungsmöglichkeiten für die Differenz zwischen der zunehmenden Bedeutung der Standardsprache und dem sprachlichen Alltag, der vor allem auf dem Lande sehr stark von den Dialekten geprägt war. Wurde bis dahin – zur Zeit der pädagogischen Aufklärung, von der wir gerade gesprochen haben – die Differenz von Hochsprachorientierung und Dialektgebrauch als Differenz von Bildungswelt und einer bildungsfernen, aber zu bildenden außer- bzw. unterbürgerlichen Welt interpretiert, so wird nun diese Differenz in das Verhältnis von Entwicklungsstufen derselben Sprachkultur umgedeutet. Die Dialekte gewinnen an Wert, weil sie einen Blick in die Geschichte der eigenen Kultur erlauben. Man sammelt die Märchen, die Sagen und die Volkslieder und man schätzt die Dialekte, weil sie einen Blick in die hohe Zeit der eigenen Kultur zu bieten scheinen, im Fall des Deutschen in ein als volkstümlich imaginiertes Mittelalter. Die eigene Fortschrittlichkeit wird demgegenüber relativiert, das bäuerliche Leben des 19. Jahrhunderts wird zu einem natürlichen Ideal des Landlebens gedeutet. Dem bürgerlich-verstädterten Hause mit seinen geglätteten Mustern des Verhaltens wird die vermeintliche Ungebrochenheit des Landes als ein Spiegel einstiger Einfachheit vor Augen gestellt. Damit ist auch der Dialekt als die Sprache dieser Welt nicht mehr einfach eine funktionale mündliche Sprachform, sondern ein symbolisches Relikt einer goldenen Zeit der Einfachheit der eigenen Kultur.

Im Kontrast der vermuteten Künstlichkeit der eigenen Existenz und einem mehr oder minder eingestandenem Minderwertigkeitskomplex gegenüber den zivilisatorisch fortgeschrittenen Gesellschaften des europäischen Westens wird ein Bild einer edlen Urtümllichkeit aufgerufen und als typisch deutsch interpretiert. Dazu passt die Interpretation der Deutschen als den Griechen der Moderne, wie sie seit Ende des 18. Jahrhunderts vielerorts angesprochen wird – von Winckelmann gespeist, aber auch von Klopstock und vor allem von Wilhelm von Humboldt. Die Griechen sind auch das Muster für jene Einheit in der Vielfalt, die das Deutsche prägen wird. Es ist dann nur noch ein Schritt bis hin zu jener Uminterpretation, wie wir sie bei Johann Gottlieb Fichtes Reden an die deutsche Nation finden: jeder, der jenen oben angesprochenen Werten entspreche, sei eigentlich ein Deutscher.

Diesem symbolischen Bedeutungsgewinn steht gegenüber, dass der Gebrauch einer dialektalen Sprachform durch die gesellschaftlichen Entwicklungen des 19. Jahrhunderts deutlich sozial und auch regional aufgeladen wird. Wie angedeutet, konstituiert sich mit bildungsbürgerlichen Kreisen eine meinungsführende Schicht städtisch orientierten Lebens, die sich stark um eine standardsprachlich orientierte Sprachkultur bemüht, und die auch für alle gesellschaftlich aufstrebenden Gruppen als vorbildhaft wirkt. Auch für diesen Zustand findet sich wieder bei Goethe das passende Zitat, wenn er in einem Aufsatz aus dem Jahr 1817, der den Titel "Die deutsche Sprache" trägt, schreibt:

"Wir geben gerne zu, daß jeder Deutsche seine vollkommene Ausbildung innerhalb unserer Sprache ohne irgend eine fremde Beihülfe hinreichend gewinnen könne. Dieß verdanken wir einzelnen vielseitigen Bemühungen des vergangenen Jahrhunderts, welche nunmehr der ganzen Nation, besonders aber einen gewissen Mittelstand zu Gute gehn, wie ich ihn im besten Sinne des Wortes nennen möchte. Hiezu gehören die Bewohner kleiner Städte, deren Deutschland so viele wohlgelegene, wohlbestellte zählt: alle Beamten und Unterbeamten daselbst, Handelsleute, Fabricanten, vorzüglich Frauen und Töchter solcher Familien, auch Landgeistliche, in so fern sie Erzieher sind. Diese Personen sämtlich, die sich zwar in beschränkten, aber doch wohlhábigen, auch ein sittliches Behagen fördernden Verhältnissen befinden, alle können ihre Lebens- und Lehrbedürfniß innerhalb der Muttersprache befriedigen." (Goethe WA 41/1, S. 115/116)

Dieser Welt des bürgerlichen Mittelstands steht als kultureller Pol das ländliche Leben mit seinen einfachen alltäglichen Verrichtungen gegenüber: die in diesen Verhältnissen auf dem Lande lebenden Menschen



hatten weitaus weniger Gelegenheit und aus praktischen Gründen auch weniger Neigung, über die Anhäufung von Bildungskapital, wie man das im Soziologendeutsch nennen könnte, diese sprachliche Welt zu verlassen. Wie schon angedeutet, wurde diese Welt, je länger je mehr, auch als Korrelat naturverbundenen und natürlichen Lebens angesehen und nicht zuletzt auch in einer allmählich aufkommenden entsprechenden Literatur, die zum Teil auch dialektale Form annimmt, entsprechend künstlerisch gestaltet. Aus verschiedenen Gründen kam dieser Prozess im Süden Deutschlands, ja im südlichen deutschen Sprachraum insgesamt, stärker zum Tragen als in der Mitte und im Norden. Im Norden, um damit zu beginnen, war ja das Niederdeutsche durch den Wechsel in das "fremde" Hochdeutsch viel weiter zurückgedrängt als im Süden; wo zwischen den Dialekten und der Hochsprache ein verwandtschaftliches Kontinuum besteht. Zum Zweiten bot im Süden der selbständigere Status der Bauern (im Vergleich z.B. zu den ostelbischen Verhältnissen) und auch die Entdeckung vor allem der Alpen- und Voralpenlandschaft durch den frühen Tourismus, wenn man das schon so nennen will, eine günstigere Projektionsfläche. So entwickelte sich im bairischen Süden ein ganz deutliches ländliches Selbstbewusstsein, das dem städtischen Selbstbewusstsein durchaus die Waage halten konnte. Das insbesondere auch deswegen, weil der Süden – wie Ostelbien – viel länger agrarisch strukturiert bleibt und so die Verstädterungsprozesse, die ab 1870 in Mitte und Westen Deutschlands dramatisch einsetzen, nur in gedämpfter Form mitmachten (vgl. Wehler 1995, S. 510ff. und 831). Von diesem Phänomen zeugt zum Beispiel die Verarbeitung des ländlichen Lebens und des Land-Stadt-Gegensatzes in den literarischen Arbeiten Ludwig Thomas. Sie lassen zudem auch noch erkennen, dass sich in der großen Stadt – und das ist hier München – durchaus auch eine eigene stadtdialektale Form herausgebildet hat, die vom Ansehen her durchaus mit standardsprachlichen Ansprüchen konkurrieren kann. Diese, wenn man so will, dialektgeneigte Sonderentwicklung hat nicht zuletzt damit zu tun, dass das gesamte Sprachverhalten Süddeutschlands in einen veränderten Kontext geriet, als durch die politisch kleindeutsche Lösung, die zur Gründung des deutschen Reiches unter Ausschluss von Österreich führte, ein Sprachverhalten, das in Bayern so ähnlich wie in Österreich war, in einen wesentlich nördlicheren Rahmen geriet, wodurch es seither wesentlich "auffälliger" erscheint.<sup>3</sup>

Die hier geschilderten Verhältnisse gelten aber für Bayern nun über weite Phasen des 19. Jahrhunderts und weit in das 20. Jahrhundert hinein, wenn

<sup>3</sup> Das gilt bis heute, wie man an den Daten, die Ammon 1995 liefert, gut sehen kann.

natürlich aus verschiedenen Gründen (Schule, Zeitungen usw.) im Lauf der Zeit in allen Schichten die Vertrautheit mit der Hochsprache anstieg. So kommt es denn letztlich, dass bis hin fast zum Zweiten Weltkrieg für weite Schichten der bayrischen Bevölkerung die mit Heimatgefühlen verbundene Sprache jene des Alltags war. Und typisch ist es somit, dass das, was wir jetzt als alten Dialekt betrachten und als Sprachatlasforscher erfragen, häufig die Konkreta einer Art von ländlichem Alltag betrifft, der mit der großen Modernisierungswende ab Mitte der 1950er Jahre endgültig sein Ende gefunden hat.<sup>4</sup>

## **Jahrzehnte des Wandels**

### **Modernisierung**

Und so ist es denn weniger, oder allenfalls indirekt, eine Folge von Sprachenpolitik und Sprachsteuerung, von der die Verwendung des Dialekts in seiner traditionellen Form bedroht worden ist, vielmehr ist es die allgemeine Veränderung der Lebensumstände, die den traditionellen Dialektgebrauch in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr als marginal erscheinen lässt und hin zu neuen, einigermaßen ungewohnten Formen regionalbezogenen Sprechens führen. Veränderung der Umstände, das heißt aber eigentlich, dass sich eine repräsentative Anzahl von Sprechern entschieden hat, ihre sprachliche Identität in anderen als den traditionellen Dialektformen zu suchen.

Nun ist es ja zweifellos nicht sehr überraschend, wenn die Tatbestände, die unmittelbar mit landwirtschaftlicher und handwerklicher Praxis zu tun hatten, die nunmehr seit Jahrzehnten keine Rolle mehr spielt, auch sprachlich nicht mehr beherrscht oder mit umgangssprachlichem Vokabular beschrieben werden. Und man sollte sich auch nicht wundern, dass es allmählich zu einem Wandel des Sprachgebrauchs führt, wenn die Standardsprache nicht mehr eigentlich eine Fremdsprache darstellt, sondern eine sprachliche Alternative, die von Schulunterricht bis Medienkonsum eine vielfältige Präsenz zeigt. Dabei ist vielleicht noch besonders hervorzuheben, dass mit der stilistischen Lockerung des Medienangebots im Rahmen des Entstehens von Privatsendern in der medialen Öffentlichkeit nicht mehr nur eine standardsprachliche Form mittlerer Officialität präsentiert wird, sondern dass verschiedene umgangssprachlich getönte, aber nicht regionsspezifische Varietäten wahrgenommen werden. Das

---

<sup>4</sup> Die damit verbundenen Probleme einer angemessenen Befragung und Dokumentation werden in Eichinger 2001a diskutiert.

lockert die engeren regionalen Sprachbindungen. Dieser Effekt wird noch gesteigert, wenn ein gewisses Ausmaß an beruflicher Mobilität dazu kommt. Alle diese Faktoren haben im Verlauf der letzten drei Jahrzehnte dramatisch an Bedeutung gewonnen, so dass sich auch das kommunikative Profil der meisten Menschen merklich verändert hat. Die Standardsprache kommt näher, der regionale Raum, in dem man sich bewegt, wird größer, man lernt andere sprechsprachliche Optionen kennen: das führt ohne Zweifel zu großräumigeren Ausgleichsprozessen, in denen kleinräumige Differenzen verschwinden, und bei denen sich auch die Vorstellungen vom Dialekt und seinen Benutzern in vereinfachender Weise verändert haben. Vor allem wird in vielen Gegenden Bayerns "reiner" Dialekt nicht mehr als ein funktionierendes Mittel der Kommunikation wahrgenommen, sondern als sprachlicher Reflex einer Vorstellung von typisch Bairischem.

Was damit gemeint ist, kann man an einigen oberbayerischen Beispielen andeuten:

So weisen bei unseren Sprachatlasbefragungen oder bei ähnlichen Gelegenheiten auch junge Sprecherinnen und Sprecher auf besonders kennzeichnende Lexeme hin, die verloren gingen oder verloren gegangen seien. In der Aufnahme einer jungen Frau aus der Gegend um Wasserburg weist sie bei einer entsprechenden Frage des Interviewers gerade auf solche Eigenheiten hin, und es sind gerade Paradewörter wie *Gred* ('Vorhaus') und *Flez* ('Gang, Flur'), die Teile des traditionellen Bauernhauses benennen, die ihr dabei auffallen (vgl. Eichinger 1998). Gerade an besonders prototypischen Lexemen wird die Erinnerung an die Tradition festgemacht: so taucht auch in einem von Schülern zusammengestellten Wörterbuch (Baumgartner 1996) unter dem Stichwort *dann* (bair. *nachad*) der Beleg auf: "Wenn i auf d'Ro's gä, nach<sup>a</sup>d brauch i mei Bscho<sup>a</sup>ddi<sup>a</sup>ch<sup>e</sup>" ('Wenn ich auf die Reise gehe, dann brauch ich mein Bescheidtuch'). Ein Satz, der mehr vom hohen kulturellen Wiedererkennungswert des *Bscho<sup>a</sup>ddi<sup>a</sup>ch<sup>e</sup>s* spricht als von der Vertrautheit mit einer Praxis – vor allem bei öffentlichen Begängnissen wie Hochzeiten oder Beerdigungen, wo man üblicherweise sein Scherflein beigetragen hatte –, in solch einem Tuch Speisen auf den Heimweg mitzunehmen.

An anderen Stellen dieser an sich verdienstvollen Arbeit mit Schülern wird noch deutlicher, dass mit dem Dialekt stereotype Vorstellungen von Bajuwarischem verbunden werden, die kaum mit einem normalen Leben in unserer modernen Welt vermittelbar sind.

Nur eine kleine Auswahl aus den ersten Buchstaben des Alphabets: "De<sup>a</sup> broozd wi<sup>a</sup> a Schdeing vo' Affn" ('der protzt wie eine Steige voller Affen'; s.v. *Affe*); "du oide Driedschlãndde" ('du alte Trietscheltante'; s.v. *alt*); "ausschaung wi<sup>r</sup> a gschbiems Ebfekooch" ('aussehen wie ein gespieenes Apfelkompott'; s.v. *Apfel*); "Wenns Arsch<sup>i</sup> brummd, is's He<sup>z</sup><sup>i</sup> gsund" ('wenn das Arscherl brummt, ist das Herzerl gesund'; s.v. *Arsch*); "Hendlfriedhof" (s.v. *Bauch*); "Wennsd ned foigsd, griagsd oane mi'n D. eine" ('wenn du nicht gehorchst/folgst, kriegst du eine mit dem Drischel hinein'; s.v. *Drischel*); Fieschfotzn (s.v. *Fisch*); "Du blãde Briedschn! So a schiache B." (s.v. *Frau*).

Was hier wie in manchen populãeren Vermarktungen des Bairischen irritiert, ist nicht so sehr eine gewisse Direktheit, sondern das Aufsuchen des jeweils trivialsten Musters. So wãre beim Stichwort *Arsch* zweifellos wesentlich mehr aus dem klassischen Kirchweihladen (*Leck mi am Arsch*) zu machen gewesen, das ja weitaus vielfãltiger in seiner Verwendung ist, als es auf den ersten Blick erscheint. So ist es sicher als Sprechhandlung der Überraschung (*Ja, mi leggsd am Arsch!*) oder auch der Bewunderung viel hãufiger denn als beleidigende Einladung (s. Eichinger 1989).

Von diesem Bild grob-frõhlicher Banalitãt fãhrt kaum ein Weg zu einer vertretbaren regionalen Identitãt, die der eigenen Tradition bewusst in der gesellschaftlichen Moderne leben will. Es fãllt vor solch einem Bild regionaler Besonderheit auch schwer, die eigentlich bedenkenswerten Überlegungen der angemessenen Reprãsentation regional-bairischer Eigentãmlichkeit in standardnahen Formen des Deutschen einzufordern. Fãr den lexikalischen Bereich ist dazu ein Vorschlag gemacht worden (Zehetner 1997), dessen Einzelheiten, Zuordnungen und stilistischen Bewertungen zwar durchaus noch diskussionswãrdig erscheinen, der aber einen durchaus realen Kern betrifft. Das kann man mehr noch als an bekannt symboltrãchtigen Einheiten (*Grãß Gott!*; s. Ruoff 1997, S.150) an Elementen sehen, deren regionaler Charakter dem normalen Sprecher gar nicht gelãufig ist, wie etwa *heuer* fãr 'dieses Jahr'.

Den Ausgleich von sprachlichen Erscheinungen in grõßeren rãumlichen Einheiten bzw. eine andere Art und Grõßenordnung der Regionalisierung kann man dagegen eher in anderen sprachlichen Ebenen als dem Lexikon sehen. So gibt es im Lautlichen und in der Grammatik zweifellos Weiterentwicklungen, die auf einen grõßrãumigeren Ausgleich über den regionalen Formen hindeuten, die aber nicht unbedingt in Richtung Hochsprache gehen, sondern regional Vorbildhaftes übernehmen.

Um nur ein Beispiel zu nennen: im Lautlichen gehen mehr und mehr Gebiete, welche die Form *Bräin* für *Brille* kannten, zu der zentraleren *Bruin* über, und nicht zu irgendeiner hochdeutscheren Form: so wird aus *väi zväi Gfäi* dann *vui zvui Gfui*. Und so scheinen auch Relikte einer Art Futur aus *werden* und dem Partizip Präsens (*Glei wiads rengad*) aus dem Verbalparadigma zu verschwinden, um lediglich in einer Art idiomatischer Wendungen aufgehoben zu werden (*Iads wiad a gehad*). Und auch im Wortschatz gibt es Neuerungen auf dialektaler Ebene: im Extrem wären hier Lexeme zu nennen, wie das deutlich lautlich integrierte *flashig* (geprochen eher *fläschig*), das die oben bereits zitierte junge Frau aus der Gegend von Wasserburg nennt – ein typisches Schibboleth von Jugend. Es gibt also durchaus wieder eine regional begrenzte Sprachform kleinsten Geltungsbereichs.

Aus diesen beiden Exempeln – den alten Lexemen und den neuen grammatischen Ausgleichsprozessen – kann man praktisch zwei einander zunächst widersprechende Folgerungen für das Fortleben von Dialekten stellen. Was die kulturelle Bindung des Dialekts an die ländliche Kultur vorindustriellen Dorflebens angeht, so leben diese Welt und ihre Wörter wie die dazugehörige Lebenspraxis nur mehr in der Erinnerung, als lebende Sprache existieren sie nicht mehr. Dagegen sprechen die grammatischen Befunde eher davon, dass der Dialekt nicht verschwunden sei, sondern sich nur gewandelt habe – und die Veränderungen im Wortschatz würden dann nur heißen, dass jetzt von anderen Sachen geredet wird. Dabei wird die Frage natürlich irgendwann einmal kritisch, wie viele standardsprachliche oder allgemein umgangssprachliche Einflüsse tolerabel sind, wenn man die Sprachform, die herauskommen soll, noch Dialekt nennen soll.

### **Sprachgebrauch und Lebensstile**

Jedenfalls kann man an all diesen Phänomenen feststellen, dass eine Rückkehr zu "alten" dialektalen Verhältnissen aus ganz prinzipiellen Gründen verbaut ist, und dass das nicht mit mangelndem Willen oder Böswilligkeit erklärt werden kann. Die alten Dialekte, sie sind es zweifellos wert, dokumentiert und gepflegt zu werden, wie auch andere Elemente der alten Volkskultur, die das Gedächtnis einer spezifischen Ausprägung einer regionalen Kultur in sich tragen. Dass ein solches Unterfangen schwierig ist und nicht immer leicht zu vermitteln, kann man vergleichsweise daran sehen, wie unterschiedlicher Beliebtheit sich alte Volksmusik und die sogenannte volkstümliche Musik erfreuen. Um aber in dieser Hinsicht einmal etwas Positives über unsere eigene wissenschaftliche Arbeit zu sagen: im Rahmen einer über fast alle Universitäten Bayerns verteilten Forscher-

gruppe werden die alten Dialekte in Bayern in einem Bayerischen Sprachatlas dokumentiert, der in einer erheblichen Zahl von Atlasbänden, in denen die Verhältnisse in den jeweiligen Regierungsbezirken erfasst sind, publiziert werden soll (2003-2005 werden die meisten Bände erscheinen) und im Fall von Bayerisch Schwaben schon publiziert wird (s. König 1999). In Nutzung der Ergebnisse dieser wissenschaftlichen Dokumentation wird jetzt auch schon ein einbändiger "Kleiner Bayerischer Sprachatlas" vorbereitet, der zentrale Merkmale der in Bayern gesprochenen Dialekte in eingängigerer Form auch den Interessen des Schulunterrichts und interessierten Laien zugänglich macht. Wir hoffen, damit ein Hilfsmittel zur Verfügung zu stellen, das dabei helfen soll, die Wertschätzung der traditionellen Kultur der bayerischen Landschaften in dem Maße zu fördern, wie sie es verdient.

Unbeantwortet bleibt dabei natürlich die Frage, wie man sich nun im Praktischen mit den sprachlichen Wandlungen der Gegenwart auseinandersetzen soll. Man muss, denke ich, dabei der unbezweifelbaren Tatsache Rechnung tragen, dass wir seit einigen Jahrzehnten verstärkt in einer Gesellschaft leben, in der das Individuum weniger und weniger damit auskommt, die traditionellen Verhaltensweisen in wenn auch modifizierter Form fortzusetzen, sondern zu einer deutlich erhöhten Variation gedrängt ist, was eine deutliche Herausforderung, oft aber auch eine Chance darstellt. Zu der gesteigerten Variabilität gehört auch eine erhöhte sprachliche Variationsvielfalt, die auf jeden Fall auch eine aktive und passive Beherrschung der Hochsprache umfasst. Wie diese hochsprachliche Kompetenz genau beschaffen sein soll – denn auch in der deutschen Standardsprache, vor allem auch in ihrer gesprochenen Form ist eine gewisse Variation angelegt –, das ist eine andere Frage, wobei die Abstufung der einzelnen Varietäten noch einmal zu diskutieren wäre; wo ein süddeutsches Hochdeutsch aufhört und eine regionale Umgangssprache beginnt, ist zweifellos im Einzelnen nicht so leicht zu unterscheiden (vgl. Eichinger 2001a). Das zeigen zum Beispiel die immer einmal wieder aufkommenden Diskussionen um einzelne "zentrale" Wörter, unlängst ging es wieder einmal um den Buben, gegen den Jungen. Folgendes wurde darüber in der Süddeutschen Zeitung gemeldet:

"Junge" bedroht bayerischen "Buben"

Bayerische Dialektpfleger schlagen Alarm. Im täglichen Sprachgebrauch werde Bub zunehmend durch die norddeutsche Bezeichnung Junge verdrängt, kritisierten der "Förderverein Bairische Sprache und Dialekte" und die "Arbeitsgemeinschaft Bayerische Sprache". Sogar das Kulturministerium benutze in seinen Pressemitteilungen nur das

Wort Junge, auch in den bayerischen Schulbüchern überwiege inzwischen die norddeutsche Bezeichnung, klagte Hans Triebel, Vorsitzender des Fördervereins. "Jeder Sprachatlas zeigt auf, der Bub mit lateinischen Wurzeln, wie auch der englisch-amerikanische boy, ist die korrekte hochdeutsche Bezeichnung für das männliche Kind, als Gegenstück zum Mädchen. Der Junge wäre ja das Gegenstück zum Alten", erläutert Triebel. (Süddeutsche Zeitung vom 6.2.2002).

Nichts gegen den *Buben* – weiß übrigens irgendwer, warum niemanden das *Mädchen* mit dem typisch nördlichen *-chen*-Diminutivsuffix stört? –, aber das ist einfach viel komplizierter. Erstens: im Gegensatz zu weithin geübter Praxis ist etymologische Wahrheit häufig kein stimmiges synchrones Argument; zweitens muss man auch relativ präzise über die Geltung in bestimmten Varietäten nachdenken. Das betrifft zum Beispiel schon die Verteilung von Mündlichkeit und Schriftlichkeit. So bin ich zu meiner Kinderzeit in der Mitte der 50er Jahre im niederbayerischen Eggenfelden nicht in einer *Bubenschule* eingeschult worden, sondern in einer *Knabenschule*. So einfach ist das also nicht.

Wenn man das Problem genereller angehen will, muss man sich ja fragen, welche Form ein regionaler Bezug in einer Gesellschaft unserer Form sinnvoller Weise wohl annehmen könnte. Denn es ist ja nicht so, als gingen die regionalen Markierungen völlig verloren, sie nehmen nur nicht die Gestalt einer bruchlosen Fortsetzung des traditionellen Dialekt-Standard-Kontinuums an. Vielmehr stellen regionale Markierungen in der Sprache eines der mehr oder minder frei zu wählenden Merkmale dar, die bei der symbolischen Konstitution der eigenen Identität genutzt werden. Da regionale Markierung eines der Merkmale ist, hat sie denn auch mit Hochsprachansprüchen, mit dem Image englischer Entlehnungen, allgemeinen Formen einer jugendlich geprägten Lockerheit und dergleichen zu kämpfen. So lässt sich etwa das heißumkämpfte Feld der Grußformen (für oder gegen *tschüß*) als Kampfplatz einer solchen symbolischen Auseinandersetzung betrachten. Und so wird man denn damit leben müssen, dass sich Regionales in neuer Form in der Sprache niederschlägt, wie das aussieht, kann dann je nach Umgebung und Lebensstil einigermmaßen unterschiedlich ausfallen.

## Literatur

- Ammon, Ulrich (1995): Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin/New York: de Gruyter.
- Baumgartner, Hans (1996): Dialekt im Wasserburger Land: Ein schulisches Projekt. Wasserburg: Eigenverlag.
- Brekle, Herbert E./Dobnig-Jülch, Edeltraud/Höllner, Hans-Jürgen/Weiß, Helmut (Hgg.) (1992-2001): Bio-Bibliographisches Handbuch zur Sprachwissenschaft des 18. Jahrhunderts. Die Grammatiker, Lexikographen und Sprachtheoretiker des deutschsprachigen Raums mit Beschreibung ihrer Werke. Band 1-7. Tübingen: Niemeyer.
- Dittmar, Norbert (1997): Grundlagen der Soziolinguistik. Tübingen: Niemeyer.
- Eichinger, Ludwig M.(1985): Sprache und Gesellschaft: Zum Gebrauch des Bairischen heute. In: Zehetner 1985, S.155-196.
- (1989): Gestörte Interaktion. Der Gesprächsablauf in einigen bairischen Phonat-Aufnahmen. In: Koller, Erwin/Wegstein, Werner/Wolf, Norbert R. (Hgg.): Bayerisch-österreichische Dialektforschung. Würzburger Arbeitstagung 1986. Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 352-364.
  - (1990): Von der Heldensprache zur Bürgersprache. Wandel der Sprechweisen über Sprache im 18. Jahrhundert. In: Wirkendes Wort 40, S. 74-94.
  - (1997): Sprachbiographien in Risikogesellschaften. In: W. W. Moellenk/P. J. Weber (Hgg.): Neue Forschungsarbeiten zur Kontaktlinguistik (=Plurilingua XIX). Bonn: Dümmler, S. 139-147.
  - (1998): Dialekt – ein Identitätssymbol im Sprachwandel. In: Hirsch, Stefan (Hgg.): Heimatbewußtsein unbewußt. Das Bedürfnis nach Heimat und seine Entstehung. München: Bezirk Oberbayern, S. 163-181.
  - (1999): Neue Unübersichtlichkeit. Probleme der Beschreibung des gegenwärtigen Dialektgebrauchs. In: Wiesinger, Peter/Bauer, Werner/Ernst, Peter (Hgg.): Probleme der oberdeutschen Dialektologie und Namenkunde. Wien: Edition Praesens, S. 40-61.
  - (2000): Fachliches Sprechen und Umgangssprache. Am Beispiel der Terminologie der Landarbeit. In: Greule, Albrecht/Scheuerer, Franz Xaver/Zehetner, Ludwig (Hgg.): Vom Sturz der Diphthonge.



Beiträge zur 7. Arbeitstagung für bayerisch-österreichische Dialektologie in Regensburg, September 1998. Tübingen: Narr, S. 187-195.

- (2001a): Sprache und Sprachgebrauch im Süden Deutschlands. In: Knipf-Komlósi, Elisabeth/Berend, Nina (Hgg.): Regionale Standards. Sprachvariationen in den deutschsprachigen Ländern. Budapest/Pécs: Dialóg Campus Kiadó, S. 61-94.
- (2001b): Regiolektales Sprechen in Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausens "Simplicius Simplicissimus". Nicht zuletzt am Beispiel des Niederdeutschen. In: Peters, Robert/Pütz, Horst P./Weber, Ulrich (Hgg.): Vulpis Adolatio. Festschrift für Hubertus Menke zum 60. Geburtstag. Heidelberg: Winter 2001, S. 165-182.

Gardt, Andreas (1999): Geschichte der Sprachwissenschaft in Deutschland. Vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert. Berlin/New York: de Gruyter.

Giesecke, Michael (1991): Der Buchdruck in der frühen Neuzeit. Eine historische Fallstudie über die Durchsetzung neuer Informations- und Kommunikationstechnologien. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Goethe, Johann Wolfgang von (1987): Werke. Herausgegeben im Auftrag der Großherzogin Sophie von Sachsen. [Reprint] München: dtv.

Haas, Walter (Hg.) (1994): Provinzialwörter. Deutsche Idiotismensammlung des 18. Jahrhunderts. Berlin/New York: de Gruyter.

Huesmann, Anette (1998): Zwischen Dialekt und Standard. Empirische Untersuchung zur Soziolinguistik des Varietätenspektrums im Deutschen. Tübingen: Niemeyer.

König, Werner (Hg. u. bearb.) (1997): Sprachatlas von Bayerisch-Schwaben. Band 1: Einführung. Heidelberg: Winter.

Mattheier, Klaus J. (1980): Pragmatik und Soziologie der Dialekte. Heidelberg: Quelle & Meyer.

Munske, Horst Haider: Umgangssprache als Sprachkontakterscheinung. In: Besch, W. u.a. (Hg.) (1983): Dialektologie, 1. Hbbd. Berlin/New York: de Gruyter, S. 1002-1018.

Paul, Hermann (1992): Deutsches Wörterbuch. 9., vollständig neu bearbeitete Auflage von Helmut Henne und Georg Objartel unter Mitarbeit von Heidrun Kemper-Jensen. Tübingen: Niemeyer.

- Polenz, Peter von (1994/1999/2000): Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart. Band I-III. Berlin/New York: de Gruyter.
- Ruoff, Arno (1997): Sprachvarietäten in Süddeutschland. In: Stickel 1997, S.142-153.
- Schulze, Gerhard (1993/<sup>2</sup>1996): Die Erlebnisgesellschaft. Kulturosoziologie der Gegenwart. Frankfurt/New York: Campus .
- Stickel, Gerhard (Hg.)(1997): Varietäten des Deutschen. Regional- und Umgangssprachen. Berlin/New York: de Gruyter.
- Stutzer, Dietmar (1988): Geschichte des Bauernstandes in Bayern. München: Beck.
- Wehler, Hans-Ulrich (1987&1995): Deutsche Gesellschaftsgeschichte. 1815-1845/49 & 1849-1914. München: Beck.
- Zehetner, Ludwig u.a. (1985): Das bairische Dialektbuch, München: Beck.
- Zehetner, Ludwig (1997): Bairisches Deutsch. Lexikon der deutschen Sprache in Altbayern. München: Hugendubel.